

## Von der Kraft des Glaubens und den Privilegien der Minderheit

Ein Interview mit dem Leipziger Superintendenten  
Herbert Stiehl\*

*Detlef Pollack*

### Zur Einführung

Der Weg der evangelischen Kirchen in der DDR war einst ein heißes, kontrovers diskutiertes Thema, das die Medien beschäftigte und in den Zeitungen wöchentlich neue Meldungen produzierte. Hatte die Kirche sich unverantwortlich weit auf das DDR-System eingelassen? Musste man ihr gar „Kumpanei“ mit dem Staat vorwerfen? War sie widerständig und moralisch sauber geblieben? Immer neue Mitarbeiter der Kirche, vom Pfarrer bis zum Oberkirchenrat, wurden als Informelle Mitarbeiter der Staatssicherheit enttarnt. Vor allem der Fall Stolpe erregte die Öffentlichkeit.

In dieser Zeit der aufgeheizten Diskussion wurde das Interview mit Herbert Stiehl, dem ehemaligen Superintendenten mit Dienst-sitz an der Thomaskirche von Leipzig geführt. Wie umstritten damals der Weg der Kirchen in der DDR war, kommt sowohl in den Fragen als auch in den Antworten deutlich zum Ausdruck. Immer wieder geht es darum, ob sich die Kirche dem kirchenfeindlichen Regime entschlossen genug entgegengestellt hat, ob es nicht auch gute Gründe gab, den Vertretern des System entgegenzukommen, mit ihnen zu sprechen und ihnen mit diplomatischen Mitteln Zugeständnisse abzutrotzen, ja ob nicht wenigstens die Idee des Sozialismus eine gute Sache war. Die Gesprächspartner tasten sich im Dialog gegenseitig ab: Wird hier das Handeln der Kirche nicht schöngeredet, hat hier jemand überhaupt Verständnis für die besonderen Bedingungen, unter den die Kirche ihre Eigenständigkeit

---

\* Geführt von Detlef Pollack (Ende 1991).

zu bewahren hatte? Das Interview von 1991 ist ein Zeitdokument, in dem sich der Kontext seiner Entstehung unverkennbar widerspiegelt.

Es nach mehr als 20 Jahren hier abzudrucken, verfolgt vor allem das Ziel, heute noch einmal und heute mit größerem Abstand und mit mehr Gelassenheit als damals auf das kirchliche Handeln in der DDR zurückzublicken. Vielleicht fällt es uns heute ja leichter, der Gratwanderung der evangelischen Kirchen in der DDR zwischen Anpassung und Verweigerung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als dies unmittelbar nach dem Zusammenbruch der DDR möglich war, als das Erbe der Kirche im Sozialismus noch lebendig war und viele der entscheidenden Akteure noch in Amt und Würden waren. Damals rangen die unterschiedlichsten Gruppen – ehemalige Oppositionelle, Kirchenvertreter, westliche Medien, betroffene ehemalige DDR-Bürger – um die Deutungshoheit über den Weg der Kirchen in der DDR. Unausweichlich mischten sich politische Gegenwartsinteressen mit dem Bemühen um historische Aufarbeitung, und nicht selten bestimmten erstere letztere. Heute sind die Vulkane der einstigen Auseinandersetzungen erloschen. In den Medien spielt die Geschichte der Kirchen in der DDR keine Rolle mehr. Kaum noch jemand forscht über sie. Erste Gesamtdarstellungen sind erschienen. Das Urteil ist abgeklärter, obschon es natürlich niemals frei ist von kategorischen Gegenwartsanliegen. Unter den heutigen Voraussetzungen ist es leichter geworden, dem Weg der evangelischen Kirchen in der DDR mit Verständnis und Einfühlungsvermögen zu begegnen. Damit haben sich die Chancen erhöht, auch das Interview mit Superintendent Stiehl unvoreingenommener wahrzunehmen.

Natürlich kann dieses Interview nur einen äußerst selektiven Einblick in die Geschichte der evangelischen Kirchen in der DDR vermitteln, regional begrenzt, persönlich gefärbt. Aber auch wenn es nur ein kleines Mosaiksteinchen in einem großen Bild ist, vermögen sich von diesem kleinen Ausschnitt her doch Perspektiven auf das Ganze zu öffnen. Das Interview kann dazu beitragen, Verständnis zu

wecken für die politischen Zwänge, unter denen die Kirchen in der DDR handelten, für die erdrückende Macht des Sowjetregimes und das daraus resultierende Gefühl der Ohnmacht unter den Christen, für das verbreitete Gefühl, diesem Regime ausgeliefert und von ihm überfordert zu sein. Es dokumentiert, mit welchen Instrumenten der SED-Staat die Handlungsspielräume der Kirche einzuschränken versuchte, durchaus nicht nur mit Einschüchterung und Terror, sondern auch mit Mitteln der Versuchung und der Vereinnahmung. Dabei zeigt es die Haltung eines Mannes, der angibt, seine Kraft aus dem christlichen Glauben zu gewinnen, der sich weder durch Gewalt einschüchtern noch durch Verlockungen korrumpieren lassen will und sich vornimmt, einen kompromisslosen Weg ohne die sonst üblichen taktischen Spiele der Anpassung zu gehen. Herbert Stiehl verweigerte sich schon während des Dritten Reichs dem bequemen Pfad der Mehrheit und trat der Bekennenden Kirche bei – ein Schritt, der finanzielle Unsicherheit für die gerade gegründete Familie bedeutete. Um das Amt als Superintendent der Ephorie Leipzig-Stadt bewarb er sich nicht. „Zögernd, fast erschrocken, aber schließlich doch mit dem gleichen Vertrauen, das ihn auch schon bei früheren Entscheidungen geleitet hatte“, so der Hallenser Theologe Norbert Müller, nahm er diese herausfordernde, spannungsreiche und belastende Aufgabe an. In die Zeit seiner Superintendentur fielen die Kämpfe um die Kirche, die staatliche Verfolgung der Jungen Gemeinde 1952/53, die Einführung der Jugendweihe Mitte der 1950er Jahre, die Verhaftung des Leipziger Studentenpfarrers Siegfried Schmutzler 1958, die gegen den Willen der Leipziger Bevölkerung vorgenommene Sprengung der völlig intakten Leipziger Universitätskirche St. Pauli 1968. In all diesen Jahren ging Herbert Stiehl seinen Weg. Er galt damals als konservativ und unbeugsam. Im Interview stellt er seine aufrechte Haltung aber nicht heraus und macht sie auch nicht zum Vorbild für alle. Er wusste, dass ein konsequentes Nein nur von einer Minderheit gesprochen werden konnte und dass die Minderheit daher letztendlich sogar auf die

Anpassung der Mehrheit angewiesen war. Das Interview ist insofern ein Beispiel für eine unaufgeregte Form der Resistenz, die – und das ist selten – auch noch die Bedingungen ihrer Möglichkeit zu reflektieren vermochte.

#### Interview

*Herbert Stiehl wurde 1909 in Leipzig geboren. Als junger Vikar schloss er sich der Bekennenden Kirche an. 1937 wurde er ordiniert. In der Kriegs- und Nachkriegszeit tat er zunächst Dienst in einer Dorfgemeinde im Erzgebirge, dann ab 1947 in einer Gemeinde in Dresden. Von 1953 bis 1975 war er Superintendent der Ephorie Leipzig-Stadt und 1. Pfarrer und Pfarramtsleiter an der Thomaskirche in Leipzig. Er starb nach kurzer schwerer Krankheit 1992 in Leipzig.*

*Pollack:* Die evangelische Kirche hatte in den letzten 40 Jahren einen politisch hart umkämpften Weg zu gehen. Auch in der Zeit des Nationalsozialismus wurde sie politisch bedrängt. Während die Situation der Kirche im Dritten Reich heute als Kirchenkampf charakterisiert wird, macht man der Kirche in der DDR zum Vorwurf, dass sie sich zu stark an die Mächtigen im Staate angepasst hat. All das war vor über sechzig Jahren, als Sie sich entschlossen, Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden, nicht absehbar. Was waren damals Ihre Motive, gerade diesen Beruf zu wählen?

*Stiehl:* Ursprünglich wollte ich ja gar nicht Pfarrer werden. Ich hatte vor, Lehrer zu werden, und studierte die Fächer Deutsch und Geschichte. Es war mehr ein Zufall, der mich zur Theologie brachte – ein langes Gespräch einmal an einem Wochenende mit einem Freund, der damals schon Theologie studierte. Mein Vater hatte etwas ganz anderes mit mir vor. Er war Kaufmann und wollte mich zum Kaufmann erziehen, wozu ich mich zweifellos geeignet hätte. Aber schon damals hat eine Freundschaft eingegriffen – die Freundschaft zu einem Schulkameraden, der mir sehr wichtig war, und ich wurde nicht Kaufmann, sondern ging aufs Gymnasium.

*Pollack:* In den zwanziger Jahren besaß die Kirche noch eine ganz andere gesellschaftliche Stellung als in den Jahrzehnten danach. Sie war zwar keine Staatskirche mehr, aber sie war doch in das gesellschaftliche Leben integriert. Und sie wurde nicht politisch bekämpft. Wie haben Sie den Übergang vom Studium in die kirchliche Praxis der dreißiger Jahre erlebt?

*Stiehl:* Als ich 1935 in den Dienst der Landeskirche treten wollte, machte mich ein Bekannter auf die inzwischen eingetretenen Veränderungen aufmerksam: „Hast du denn gar nicht bemerkt, was passiert ist? Die Kirche ist nicht mehr das, was sie früher war.“ Ich hatte wenig bemerkt. Für das Examen musste ich pauken, da waren ganz andere Dinge wichtig. Der Bekannte hat mir dann Papiere geschickt, die mich bewogen, nicht in den Dienst der Landeskirche zu treten, sondern in der Bekennenden Kirche mitzuarbeiten.

*Pollack:* Heißt das, dass Sie dem nationalsozialistischen Regime nicht von Anfang an ablehnend gegenüberstanden?

*Stiehl:* Die Machtergreifung 1933 hatte ich begrüßt, denn ich meinte, sie wäre zwischen zwei Gefahren – der linken und der rechten – die geringere. Bereits 1934 aber machte ich zwei Erfahrungen, die mich total in Gegensatz zum Nationalsozialismus gebracht haben: das eine war die Röhm-Geschichte mit dem Wort Hitlers: „Ich bin der oberste Gerichtsherr meines Volkes“. Das bedeutete eine Außerkraftsetzung aller Legalität. Und das zweite war die Lektüre von „Mein Kampf“, die ich betrieb, was die meisten ja nicht gemacht haben. Von daher wusste ich, in welche Richtung der Kurs läuft. Seitdem habe ich mich absolut abgesetzt vom Nationalsozialismus und mich dann auch der Bekennenden Kirche angeschlossen.

*Pollack:* Diese Erfahrungen haben Ihren weiteren Lebensweg geprägt.

*Stiehl:* Ja. Schon damals musste ich meine Grundübung machen, indem ich mich in meinen Äußerungen auf der Kanzel und in der Öffentlichkeit so bewegte, dass ich das sagte, was zu sagen ist, und

es zugleich in einer Sprache sagte, die nicht Aggression war. Es musste deutlich werden, wo ich stand, aber ich wollte den Menschen auch Hoffnung und Mut machen, dass sie nicht verzweifelten in dieser Zeit. Das Dritte Reich war eigentlich mein Exerzierfeld für das, was dann nach 1945 kam.

*Pollack:* Als das Hitlerregime zusammenbrach, waren Sie Pfarrer in einem Dorf im Erzgebirge. Können Sie sich an das Ende des Krieges erinnern?

*Stiehl:* In unserem Dorf war es bis zuletzt einigermaßen ruhig geblieben, es gab keine größeren Beschädigungen, nur ein paar Tiefflieger von den Amerikanern, die uns aber nicht unmittelbar bedrohten. Und dann kam der Einmarsch der Russen, viele flohen Richtung Westen. Es wurden die schlimmsten Geschichten von den Russen erzählt, die sicher gestimmt haben, von Ostpreußen, wo sie den ersten Deutschen begegneten und Revanche geübt haben. Dann haben wir eine Nacht überlegt, meine Frau und ich, wir hatten kleine Kinder, aber wir haben uns gesagt „Das ist feige, du bist Pfarrer der Gemeinde, du hast dazubleiben, viele andere müssen ja auch dableiben“. Am 7. Mai kamen die letzten deutschen Panzer über die Höhe. Der eine zersprengte seine Ketten, die Leute zogen sich um und verschwanden. Ein paar Stunden später fuhr der erste Russenpanzer über dieselbe Höhe. Da habe ich meiner Frau nur gesagt: „Die werden wir nicht wieder los“. Viele Stunden rollten die Panzer. Ab und zu stieg einer aus und nahm sich, was er brauchte. Die Häuser wurden geplündert, das Vieh weggetrieben. In einer der ersten Nächte, als wir uns in den Wald geflüchtet hatten, wurden die Frauen im Dorf vergewaltigt, 80 Frauen. Schlimme Sachen passierten damals. Dann kriegten die Zwangsarbeiter ein paar Tage Plünderungsfreiheit; die haben sich also auch schadlos gehalten. Erst nach und nach kehrte wieder Ruhe ein. Ich habe aber keinen Sonntag den Gottesdienst ausfallen lassen. Unbeirrt von den Ereignissen, soweit es eben ging, versah ich meinen Dienst.

*Pollack:* Wie haben Sie das Verhältnis der Besatzungsmacht zur Kirche in den Jahren nach Kriegsende erlebt?

*Stiehl:* Die haben sich einigermaßen zurückgehalten. In den ersten Jahren, in denen die Russen die Macht ausübten, beließ man es etwa bei dem Stand, den uns die Nazis hinterlassen hatten. Die hatten ja unser Feld schon eingeschränkt in Fragen der Schulerziehung etwa und in anderen Hinsichten. Das ließ man uns etwa bis zur Gründung der DDR.

*Pollack:* Kam bereits mit der Gründung der DDR der Umschwung in der Kirchenpolitik?

*Stiehl:* Nein, noch nicht, jedenfalls soweit ich es erfahren habe. Ich war seit 1947 in Dresden, und da begann man um uns zu buhlen. Eines Tages kriegte ich gemeinsam mit allen Pfarrern eine Einladung vom Oberbürgermeister zu einem Pfarrertag in Leipzig. Es wurde uns zugesichert, dass wir mit dem Auto nach Leipzig gefahren würden, dass wir dort ein Menü vorfinden und dass wir eine halbe Flasche Wein bekämen. Da habe ich nur gesagt: „Und das trauen Sie uns zu, dass wir jetzt, wo alle Welt hungert, das annehmen?“ Da habe ich ihn wieder fortgeschickt. Ich wusste ja, was er wollte. Es war ein Werben, um uns vor ihren Karren zu spannen. Da ich diese Methode kannte von der Vergangenheit her, war mir von vornherein klar: „Nicht einen Finger wirst du diesen Leuten entgegenstrecken“. Aber es gab damals noch keine Konfrontation, wie sie dann 1952 losbrach. Ich habe das Gefühl, bis dahin hatten die noch sehr viel andere Sorgen, Versorgungsprobleme, Energieprobleme.

*Pollack:* Aber mit dem Jahr 1952 setzte dann der offene Angriff auf die Junge Gemeinde ein.

*Stiehl:* Man begann natürlich mit der Jugend. Das war konzeptionell: den Ast unten absägen, wo er nachwächst.

*Pollack:* Und die Mittel, deren sich die staatliche Seite bediente, waren nicht gerade zahm: Verbandsverbote, Beschlagnahmun-

gen, öffentliche Diffamierung. Wie haben Sie auf den Angriff reagiert?

*Stiehl:* Na ja, erst mal die Annäherung abwehren, sich auf die Machthaber gar nicht erst einlassen – das war ja nun meine Erfahrung. Dann aber – und das war eine wichtige Erfahrung, die ich machte, als ich 1953 in Leipzig anfang – wenn sie Gewalt anwendeten, nicht alles mit sich machen lassen, protestieren – dann passierte oft auch nichts.

*Pollack:* Damals war ja die Kirche noch relativ stark. Sie hatte noch einen relativ breiten Rückhalt in der Bevölkerung und konnte noch im Namen der Mehrheit sprechen.

*Stiehl:* Wir hatten, als ich herkam, noch 63 Prozent evangelische Christen gehabt. Das war immerhin etwas.

*Pollack:* Damals hat sich die Kirche dem Staat noch verweigert und sich auch nicht davor gescheut, den Staat mit deutlichen Worten zu kritisieren. Das hat sich dann aber gewandelt, teilweise schon in den fünfziger Jahren. 1958 sicherten Vertreter der Kirche in einem Kommuniqué zu, sie würden die Entwicklung zum Sozialismus respektieren. Wie konnte es zu einer solchen Annäherung an den Staat kommen?

*Stiehl:* Es sind da ja verschiedene Dinge passiert. Also 1953 war der Jugendkampf. 1957 waren die Sozialisierungsmaßnahmen in der Landwirtschaft, in der Wirtschaft, im Schulwesen. Was allein in der Landwirtschaft geschah, das konnte ich verfolgen: Die Leute sind ja unter unheimlichem Druck gezwungen worden, in die Genossenschaften einzutreten und mussten dann unterschreiben, dass sie freiwillig eingetreten waren. Das war ein Unrecht und ein Leid. Dann kam 1959 eine ganz wichtige Sache: die Verschärfung des Genehmigungsverfahrens, die uns in unserer Arbeit sehr schwer einschränken sollte. Zum Beispiel wurden uns die Vervielfältigungsapparate weggenommen. Wir hatten ganz große Schwierigkeiten,



unsere Gesichtspunkte in die Gemeinden zu tragen und überhaupt etwas in die Öffentlichkeit zu bringen.

*Pollack:* In dieser Zeit hat sich die Kirche teilweise noch deutlich gegen die Ideologisierung des gesamten Lebens ausgesprochen, sie trat für die Rechte der Bauern ebenso ein wie für die Gewissensfreiheit der Jugend. Teilweise bereits in dieser Zeit, aber dann vor allem in den sechziger Jahren wurde die Kirche in ihren Äußerungen auffällig zurückhaltender. Warum?

*Stiehl:* Aber verstehen Sie doch mal, da kam doch die Mauer dazwischen. Die Mauer hat natürlich eine völlig neue Situation geschaffen. Wir hatten ja viel Hilfe durch den Westen. Es gab viele Kontakte. Das war mit einem Schlage unterbrochen. Das Feindbild wurde immer größer gemalt. Jede Verbindung nach drüben galt ja beinahe als todeswürdig. Das bedeutete natürlich eine ungeheure Verunsicherung. Der moralische Beistand war reduziert. Wir waren plötzlich auf uns selber gestellt. Und da stand natürlich mit einem Schlage die Frage des Überlebens. Das heißt nicht, dass wir keinen Widerstand mehr geleistet hätten. Aber bis 1961 gab es ja noch immer die Hoffnung auf Wiedervereinigung. Die stellte sich auf einmal als Illusion heraus. Jetzt waren wir wie die Kinder geworden, die sich ihrer Eltern beraubt sahen. Wie nun in diesem eingemauerten Ghetto existieren? Das ging natürlich auf gar keine Weise mit Aggression. Da war die staatliche Macht viel zu stark. In der Verfassung von 1968 war die Kirche ja schon gar nicht mehr vorgesehen. Das bedeutete, die Kirche sollte mit Vorsicht und Geschick langsam zum Absterben gebracht werden. Und das hat man ja durchgeführt bis zuletzt trotz aller Zusagen, dass wir gleichberechtigte Bürger seien. Das war ja alles nur Rederei gewesen. Wir hatten kaum Rechte. Und die staatlichen Stellen konnten mit uns umso besser umgehen, je mehr unsere Grundsubstanz zusammenschrumpfte. Von den 63 Prozent haben wir heute noch etwa 15 bis 20 Prozent. Und das Entscheidende ist ja in diesen Jahren passiert.

*Pollack:* Welches waren die Methoden, mit denen der Kirche solche Verluste zugefügt werden konnten?

*Stiehl:* Man muss bedenken, dass der Großteil der Leute in den Betrieben war, in denen sie in Brigaden zusammengefasst waren. Die Abhängigkeit vom System war schon allein dadurch sehr groß. Ich will nur ein Beispiel geben: Eine mir bekannte Medizinerin, die in einer Klinik arbeitete, stand eines Tages vor einem Problem, das sie nicht zu lösen wusste. Auch die Ärzte wurden in einen Wettbewerb hineingezogen, in dem über alles Buch geführt wurde, über Parteizugehörigkeit, Leistung, Qualifikation, aber auch über Taufe der Kinder, Konfirmation, also mit Plus- und Minus-Punkten, bis hin zur Mitgliedschaft in der „Deutsch-Sowjetischen Freundschaft“. Diese Bekannte von mir, eine Konfirmandin von mir, sagte zu mir: Ich bin in einer furchtbaren Zwickmühle. Ich lehne die „Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ ab. Jetzt sagen meine Kollegen, deinetwegen werden wir nun also schlecht abschneiden in dem Wettbewerb. Was geht jetzt vor: dein privates Gewissen oder die Kollegialität?

*Pollack:* Was haben Sie ihr geraten?

*Stiehl:* Ich habe ihr gesagt, ich kann dir nicht raten, weil ich beides verstehe. Du willst dich natürlich nicht mit deinen Kollegen anlegen, die deinetwegen die Prämie nicht kriegen. Wenn du aber in die „Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ eintrittst, dann machst du dir Vorwürfe. Das war eine Zwickmühle. Ich weiß nicht, was sie gemacht hat.

*Pollack:* Es wurde also Druck auf die Leute ausgeübt, indem man die einen benachteiligte und die anderen bevorzugte. Hat denn die Kirche, wenn sie sich ans Evangelium hält, nicht aber die Aufgabe, die Menschen aufzurufen, standhaft zu bleiben?

*Stiehl:* Natürlich hat sie das. Zum Beispiel in der Jugendweih-Frage. Da hatte ich Hunderte von Gesprächen mit den Eltern gehabt. Die Älteren sagten: Ich habe das schon im Nazismus durch, noch einmal halte ich das nicht aus, also die Kinder gehen zur Ju-

gendweihe. Ich sagte ihnen: Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen, das ist das erste Gebot. So groß ist mein Glaube nicht, war die Antwort. Verständlicherweise. Das war einfach eine Überforderung dieser Leute. Die Leute waren zermürbt. Sie hatten viel hinter sich. Wenn man ihnen das zumutet, standhaft zu bleiben, haben sie entweder gleich gesagt, das bringe ich nicht, oder sie haben nichts gesagt, es dann aber eben nicht gemacht. Also der Mut ... Ich habe ihnen immer wieder gesagt: Christentum und Leiden gehören nun einmal zusammen. Das habe ich auch meinen Kindern gesagt, als sie dann in der Schule so weit waren: Wir stehen nur vor der Alternative, entweder wollen wir Christen sein oder wir verleugnen es. Ein Zwischending gibt es nicht. Und wenn wir Christen sein wollen, dann müssen wir gegebenenfalls auf den Gang zur Oberschule und zum Studium verzichten.

*Pollack:* Aber damit haben Sie sich ja in gewisser Weise von der Haltung der Mehrheit der Bevölkerung isoliert. War das nicht auch schwer für Ihre Kinder und für Sie selber auch?

*Stiehl:* Ich bin ja eingeübt gewesen in diese Situation. Für die Kinder war es teilweise schwer. Natürlich habe ich mich für sie eingesetzt, wenn sie behindert wurden, bin in die Schule gegangen, habe mit den Direktoren gesprochen. Aber sie waren natürlich teilweise die einzigen, die zur Christenlehre gingen. Meine eine Tochter – sie war die Beste in der Grundschule und kam dann in die Thomasschule – hatte einmal die Dummheit begangen, ihre Klassenkameraden zur Unterweisung für Konfirmierte einzuladen. Sie sagte, wer konfirmiert ist, kann kommen. Das bedeutete, sie ist ideologischer Spaltpilz. Da hat man sie schändlich behandelt, zuletzt blieb sie sitzen, durfte die Klasse nicht einmal mehr wiederholen, wurde rausgeschmissen und kam dann auf die Dimitroffschule. Dort saß ein Dreihundertprozentiger, dort sollte sie „gar“ gemacht werden. Und da hat man sie ein Vierteljahr absolut ignoriert. Sie war nicht da. Sie

konnte sich melden, sie kam nicht dran. Sie konnte etwas sagen, es wurde überhört.

*Pollack:* In welcher Zeit war das?

*Stiehl:* Meine Tochter ist 1942 geboren. Zweite Hälfte der 50er Jahre war das.

*Pollack:* Und nun einmal umgekehrt: Es gab ja auch Christen, die sich stärker an das System angepasst haben, vor allem dann in späteren Zeit, wenn man etwa an die Linie Mitzenheim denkt. Wie haben Sie zu denen gestanden?

*Stiehl:* Mitzenheim hat viele Alleingänge gemacht. Bischof Noth hat oft darüber geklagt: „Er bespricht sich nicht.“ Damit fing es an. Fuchs – schon von seiner Herkunft her: er war religiöser Sozialist und Quäker – hat seinen eigenen Weg gesucht. Schönherr ist seinen eigenen Weg gegangen. Ich hatte nie so eine Stellung. Ich hatte viele Gespräche mit der Stadt, ich glaube, es waren 140. Jedes Jahr sind wir Pfarrer eingeladen worden, zu einer freimütigen Aussprache, wie es hieß. Unsere Meinungen wurden da abgefragt. Der Oberbürgermeister hatte uns wieder einmal eingeladen. Da sagte ich zu ihm: „Wir sind Brückenbauer. Wir können den Eisernen Vorhang nicht akzeptieren. Wir können uns zur Abgrenzung nicht bekennen.“ Dann hörte ich: „Das, was sie gesagt haben, wird gegen sie verwandt.“ Beim nächsten Gespräch habe ich deutlich gemacht: „Wenn noch einmal der vertrauliche Charakter der Gespräche verletzt wird, komme ich nicht mehr.“

*Pollack:* Damit haben Sie einiges riskiert.

*Stiehl:* Ich habe mit meiner Meinung nie hinter dem Berg gehalten.

*Pollack:* Das mag ehrenwert sein. Aber musste man nicht auch manchmal taktisch vorgehen, wenn man den Gesprächsfaden nicht abreißen lassen und etwas für die Kirche erreichen wollte?

*Stiehl:* Ich habe immer gesagt: Ich will kein Diplomat sein. Ja, ja, nein, nein, das sei eure Rede. Diplomatie ist ja etwas anderes: dass

man Ja sagt und Nein meint. Allerdings, ich habe nie provoziert. Aber die Sachen, die zu sagen waren, die habe ich den Leuten ins Gesicht gesagt.

*Pollack:* Und wie haben Sie sich zur Wahl verhalten?

*Stiehl:* Ich habe an keiner Wahl teilgenommen. Die meisten, die hingegangen sind, haben sich geschämt. Die wenigsten benutzten die Kabine. Die meisten stimmten offen mit Ja. Alle wussten, es war eine Farce. Aber diese Farce hat mich nicht bewegen können mitzumachen. Das war von mir bekannt.

*Pollack:* Konnten Sie sich eine solche konsequente Haltung leisten?

*Stiehl:* Wenn man konsequent Nein sagte, wurde man in Ruhe gelassen. Aber das konnte nur eine Minderheit. Man hat ja immer Ausnahmen gemacht. Auf die konnte man hinweisen, seht: man kann, man muss nicht. Das war Taktik, das gehörte zum System.

*Pollack:* Und die Gemeinde, wie hat die darauf reagiert? Hat Ihnen Ihre konsequente Haltung in der Gemeinde eher Sympathien eingetragen oder etwas anderes?

*Stiehl:* Die Gemeinde hat es erwartet, dass die Kirche klar Position bezieht. Aber für sich selber haben die meisten dafür keine Möglichkeit gesehen.

*Pollack:* Auch in der Pfarrerschaft sind ja nicht alle einen so konsequenten Weg gegangen wie Sie.

*Stiehl:* Die Pfarrerschaft im Ganzen war in Ordnung. Einige Illusionisten gab es immer, einige Gutwillige, die meinten, man könne sich auf den Staat einlassen. Die konnte ich achten. Mies waren die, die anderes taten als sie vorgaben. Es war mir klar, dass einige unter uns sind, denen man nicht trauen konnte. Einem habe ich es auf den Kopf zugesagt. Und der war ja dann auch dabei. Auf unseren Ephoralkonferenzen habe ich immer gesagt: „Wir sind nicht unter uns, bedenken Sie das, damit Sie keine Schwierigkeiten bekommen.“

Aber das waren Ausnahmen. Es ist schon ein gewisses Zeugnis, dass die Pfarrerschaft im Ganzen nicht für dieses System zu haben war.

*Pollack:* Aber der Sozialismus ist doch eine gute Idee, finden Sie nicht?

*Stiehl:* Ich war da immer misstrauisch. Hinter all den schönen Worten stand meiner Meinung ein hartes Prinzip. Nachdem im Jahre 1946 die Wahl von den Linkskräften mit knapp über 50 Prozent gewonnen worden war, war mir klar: Das ist wieder eine Manipulation. Diesem System ist nicht zu trauen, auch wenn es die Begriffe Humanität und Gerechtigkeit im Munde führt: Ihr könnt es noch so schön verpacken, mit rosa Bändchen drumherum, ich glaube euch nicht. Es gab allerdings auch Wandlungen. In den 70er und 80er Jahren verstand die Partei die Kirche etwas anders. Ich weiß nicht, wie Honecker gedacht hat. Es wäre interessant.

*Pollack:* In dieser Zeit ist die Kirche dem Staat ja dann auch stärker entgegengekommen. Sie verstand ihren Weg als einen Weg zwischen Anpassung und Widerstand. Hat sie sich manchmal nicht doch zu stark auf das System eingelassen? Manch einer spricht gar von Kumpanei mit der SED.

*Stiehl:* Diesen Vorwurf brauchen wir uns nicht machen zu lassen. Bei der Beurteilung des Weges der evangelischen Kirchen in der DDR muss man von den Machtverhältnissen ausgehen, die damals in der DDR herrschten. Der Ostblock – das war ja damals eine Macht, gegen die anzurennen reiner Selbstmord gewesen wäre. Die wollten uns immer auf ihre Seite bringen, indem sie vom Frieden redeten usw. Es war schwer, sich davon abzugrenzen.

*Pollack:* Manche wollten sich ja davon gar nicht abgrenzen. Sie haben sich ganz bewusst auf den sozialistischen Staat eingelassen und in den Christlichen Kreisen der Nationalen Front mitgearbeitet oder auch in der Christlichen Friedenskonferenz.

*Stiehl:* Das waren wenige. Die Motive, mit Partei und Staat zu reden, waren natürlich unterschiedlich. Manche waren gutwillig – ich habe sie die Illusionisten genannt. Es gab auch einige, die der anderen Seite zuarbeiteten. Aber das waren Ausnahmen. Ich selber habe die Christlichen Kreise immer abgelehnt. Ich bin da nie hingegangen. Für mich waren das fremdgesteuerte Einrichtungen, die nicht aus der Kirche heraus entstanden waren. Das heißt aber nicht, dass ich nicht mit den Vertretern des Staates geredet hätte. Nur benutzen lassen wollte ich mich nicht.

*Pollack:* Diese Linie verfolgte die Kirche ja bereits seit Ende des Krieges. Wenn ich richtig sehe, ging es ihr immer um zweierlei, einmal um die Bewahrung der Autonomie, zum anderen um die Wahrnehmung ihres Öffentlichkeitsauftrages. Für die Erfüllung beider Aufgaben musste sie mit der anderen Seite Gespräche führen.

*Stiehl:* Es ging ja auch darum, Missverständnisse auszuräumen. Ich habe immer gesagt, es kann uns nicht reichen, dass der Staat verspricht, er wolle die religiösen Gefühle seiner Mitbürger nicht verletzen. Im Christentum geht es nicht um Gefühle, sondern um Lebensbewältigung. Das Christsein umfasst den ganzen Menschen. Das habe ich den staatlichen Vertretern immer wieder gesagt. Deshalb konnten wir uns durch die Veranstaltungsordnung in unserem Dienst auch nicht einschränken lassen. Das Christentum hat auch etwas mit Kultur zu tun. Dazu gehört die Kirchenmusik ebenso wie das christliche Laienspiel, wie es etwa die Leipziger Spielgemeinde gepflegt hat, die theologische Arbeit oder das Leben nach den zehn Geboten.

*Pollack:* Das erinnert mich an Positionen einer liberalen Theologie des Kulturprotestantismus. Welchen theologischen Auftrag hat Ihrer Meinung nach die Kirche zu erfüllen?

*Stiehl:* Mein Anliegen war immer, dass wir zu einer vollmächtigen Verkündigung gelangen, dass wir den Menschen so ansprechen, dass er Mut bekommt, dass er einen Sinn in seinem Leben sieht. Gerade

wenn ich an die Jugend denke, die auch heute wieder so vielen Gefahren ausgesetzt ist, der Gefahr des Materialismus, des Nihilismus, diese spöttische Art, über alles hinwegzugehen. Ich wünschte mir eine Kirche, die hier vollmächtig reden kann und der Jugend, gerade der Jugend, einen echten Inhalt für ihr Leben gibt.

*Pollack:* Das klingt nun wiederum nicht mehr so kulturprotestantisch-liberal.

*Stiehl:* Sehen Sie, mein Vater wollte mich zum Kaufmann erziehen, ich selber wollte Lehrer werden. Ich bin froh, kein Lehrer geworden zu sein. Ich hätte als Lehrer nicht rein bleiben können. Ich bin einen anderen Weg gegangen als ich wollte. Mein Lebensweg – das war keine Planung, das war Führung. Ich war durchaus liberal eingestellt. Aber dass das mit mir passiert ist, das kann Gott mit jedem tun.

-----  
Ein herzlicher Dank geht an die Familie Stiehl, insbesondere an Herrn Friedrich Keil, für die hilfreiche Zuarbeit.





Sup. Herbert Stiehl  
15. Mai 1966 in Leipzig-Mockau  
(Foto: Frank Steinert)